

Zeitschrift: Sauter's Annalen für Gesundheitspflege : Monatsschrift des Sauter'schen Institutes in Genf

Herausgeber: Sauter'sches Institut Genf

Band: 14 (1904)

Heft: 12

Artikel: Bei den Puppenmachern

Autor: Triebel, Gertrud

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1038411>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

jene ferne Zeit, wo Dein junges Herz selber noch zum Berspringen glücklich zu sein vermochte um ein Nichts. Wie viel solcher vergessener Herrlichkeiten liegen verstaubt in Schachteln und selten geöffneten Schubladen. Jetzt ist es Zeit, sie an's Tageslicht zu ziehen und Kinder damit zu erfreuen. Nützlichkeitsapostel mögen wegwerfende und strafende Blicke auf solchen Tand werfen. Was thuts! Die Hauptsache ist, daß Kinderherzen beglückt werden, daß der Empfang von wertlosen „Kostbarkeiten“ die kleinen Herzen klopfen macht und die wonnige Phantasie beflügelt.

„Gesegnet sei die Hand, die einem Kind Freude bereitet!“

(Schweizer Frauen-Zeitung).

Bei den Puppenmachern.

(Gertrud Triebel)

Obgleich die Hausindustrie von den Fabriken mehr und mehr verdrängt worden ist, hat sie sich doch in vielen Distrikten Deutschlands noch erhalten. So ist im Erzgebirge die Spitzenkloppelei daheim, in Schlesien sitzen die Leineweber und wiederum im Erzgebirgischen und Thüringischen die Holzspielwarenmacher. Aber das Meininger Land rühmt sich noch einer ganz besonderen Spezialität, und das ist die Puppenfabrikation, die ihren Haupt- und Stammsitz in Sonneberg hat.

Sonneberg ist eine echte Puppenstadt, und lustig ist's, dem fleißigen Völkchen zuzusehen, und das Werden all der tausend Puppenkinder zu verfolgen. Das meiste in der weitverzweigten Fabrikation ist Heimarbeit. Manche Fabrikanten lassen alles außer dem Hause herstellen, andere vergeben nur einzelne Teile nach auswärts und fabrizieren das übrige in ihren ei-

genen Räumen. Ueberall aber spielt sich der Werdegang einer „Doche“ in ähnlicher Weise ab. Der „Modelleur“ fertigt als erstes das Modell; davon werden negative Schwefelformen gegossen, in die der „Drücker“ die Papiermachemasse eindrückt. Nun geht der Kopf in die Hand der „Augenausschneider“ über, die mit scharfen, spitzen Messerchen die Augenhöhlen frei legen. In den Oeffnungen werden von oben durch den ungedeckten Schädel, bisweilen auch unten vom Halse aus, die Augen eingegipst, die an einer mit teerartiger Masse bezogenen Drahtgabel sitzen. Bei Schlafaugen werden die Lider gemalt und geölt, damit der Gyps später nicht anhaftet. Das Augeneinsetzen erfordert ziemlich viel Geschicklichkeit, denn schielende Puppenkinder würden sich kaum die Gunst der kleinen Mütter erwerben. Ist der Kopf so weit vorgeschritten und die obere Oeffnung mit einem Pappdeckel verschlossen, beginnt man die graue Papiermachemasse mit Schlemmkreide zu grundieren und nach dem Trocknen mit Fleischfarbe zu untermalen. Schließlich muß das Köpfchen noch ein paarmal im Farbkessel untertauchen, ehe es, über zwei Stäbe gesetzt, abtropfen und endgültig trocken darf. Aber noch ist sein Leidensgang nicht zu Ende; wieder naht das Messer um mit kurzem Schnitt die Farbdecke über den Augen herauszuschneiden, den Mund auszustechen und die Ohren zu verputzen. Dann jedoch — welch lieblicher Anblick — entstehen unter der sicheren, geübten Hand der Maler schön geschwungene Augenbrauen, leicht gerötete Bäckchen und ein Kirschmünd, der förmlich zum Rosen einladet. Eine weiße Papiermachéplatte, über die ein kleines Bogeneisen mit fabelhafter Geschwindigkeit hüpfert, um schmale Backenstreifen abzustechen, liefert die Perlenzähnen, die neckisch hinter den halbgeöffneten Lippen blitzen. Schließlich sind die Augen noch mit Spiritus klar zu waschen, und der Kopf

ist für's erste fertig. Doch nur so lange, bis sich genügend Gesellschaft zu ihm gefunden hat, und die Transportkörbe, hochbeladen mit den fahlen Puppenhäuptern, den Weg nach den Frisierstuben antreten.

Ungleich mehr Zeit und Arbeit erfordern die Köpfschen aus Biskuit-Porzellan, von denen die drei Porzellanfabriken im benachbarten Köpelsdorf täglich ungefähr 3000 Dutzend liefern. Nachdem die „Masse“ gußfertig zusammengesetzt ist, wird sie in zweiteilige Gypsformen gegossen; hier muß die Außenschicht leicht erstarrten damit die innere Masse ablaufen kann. Nach $\frac{1}{2}$ bis 1 Minute sind die Füllungen bereits so hart, daß sie herausgenommen, verputzt und verwaschen werden können, worauf Augen, Mündchen u. s. w. in bekannter Weise nachzuarbeiten sind. Große, runde Thonkapseln nehmen nun die grauweißen Köpfschen auf, denen man durch „Stützel“ aus Masse festen Halt gibt. Kapsel auf Kapsel gestellt, wandern die Köpfe in die Niesenporzellanöfen, deren dicker Leib, von fünf Eisenreifen umspannt, zu jedem Brande 60 bis 70 Centner Kohlen schluckt und sich innen bis zur Weißglut erhitzt. 2000 Dutzend Köpfe erhalten in dieser auf einmal den ersten Brand, wobei der Ofen nach dem Einsetzen der Kapseln ringsum wieder vermauert wird. Ist der Brand beendet, die nun durchsichtigweiße Biskuitsmasse erkaltet, so kehrt sie zurück in die Arbeitszelle. Hier geht nun wieder jedes einzelne Köpfschen von Hand zu Hand (im ganzen vierzehnmal); Zähne werden auf Gypsplatten abgestochen und mit Masse eingeklebt; Fleischfarbe wird aufgelegt und mit dem Stupfer gleichmäßig verteilt. Mund, Brauen, Wimpern und Wangen erhalten ihre natürliche Tönung und dann alles zusammen im Schmelzofen bei Rotglut die erforderliche Haltbarkeit. Nachdem so die Fabrick ihre Schuldigkeit getan, überweist sie ihr zerbrechliches Gut den

anderen Werkstätten, wo das Fertigmachen sich in ununterbrochenem Gleichlauf vollzieht. Aber mit den Köpfschen allein ist's noch nicht getan, sie wollen auch ein Körperchen haben, und so ein kleiner „Balg“ setzt unter Umständen wieder eine ganze Menge von Arbeitskräften in Thätigkeit. Nehmen wir an, der schönste und vollkommenste Puppenbalg, der lederne mit Ganzgelenken, der alle Glieder zwei und dreimal bewegen, der sich setzen, knien und schreiten kann, solle gemacht werden. Da gehören zuerst zu jeder solchen Haut 12 Musterteile aus starkem Karton oder Weißblech, an deren Konturen entlang das scharfe Messer dieselben Teile aus weißem Schafleder, dann aus Shirting schneidet. Leder und Shirting werden aufeinandergeklebt, worauf sämtliche Stücke auf der Innenseite mit der Maschine zusammengenäht und am Halsauschnitt mit bunten Ueberfangstichen verziert werden. Mit Hilfe abgerundeter Hölzer gewendet, sind die einzelnen Glieder nun zum Stopfen fertig, was nun mit Sägespänen und Korkmehl geschieht; obenauf kommt Haar. Die Leute die das besorgen, sind die „Dockenstopfer“.

Das Zusammenstellen der verschiedenen Teile verlangt eine große Akkurateesse; man hat aber jetzt Maschinen dafür, die den ganzen Prozeß tadellos vollführen. Schließlich werden die Arme oben unterm Kopf noch durch ein Querholz verbunden (auch die Oberarme bestehen aus Holz, das mit Leder beklebt wird) und statt mit Bindfaden oder Gummischnur, wie es z. B. bei den Kugelgelenkpuppen üblich ist, mit Schrauben befestigt. Ein solcher Balg ist fast unverwüßlich und wenn erst das hübsche Porzellan Köpfschen mit seinen lachenden Blauaugen und dem Schelmengrübchen im Sinn obenauf tront, kann man sich kaum etwas Reizenderes denken.

Oder doch! Nämlich unser Püppchen in einem dicken Kleid, mit hellen Lederschuh und

seidenen Strümpfen, das weiße Spitzenhütchen auf die seidigen Locken gedrückt. Geht sein Wunsch dahin, so pocht es bescheiden an die Tür der Schneiderstuben; dort findet es alles, was sein Puppenherz begehrt, und ehe man sich's versieht, sind die kleinen Modedamen fix und fertig, dick wie nach dem neuesten Journal gekleidet. Aber nun heißt's auch: ade Heimat und Bergland! Nun müssen sie in ihre Pappschachteln schlüpfen und auf ihren Holz- oder Papierbettchen wochen- und monatelang in dunkler Einsamkeit schlafen, bis endlich die Kisten, die sie ins Land hinein und weit übers- Meer hinaustragen, ihren Bestimmungsort erreicht haben und das warme Sonnenlicht wieder über ihre Bäckchen streicht, oder gar die goldenen Weihnachtslichter in ihre erstaunten Puppenaugen funkeln und jauchzendes Kinderlachen ihr winziges Ohr trifft. Bei den Puppenmacheru hinterm Walde ist das Puppenglück, das echte, das die großen und kleinen Mädels in der Fremde erfüllt, leider nicht so recht daheim. Draußen aber lebt es noch, und jedes Jahr im Weihnachtschein bricht es von neuem hervor und erfüllt die Kleinen und Großen mit seinem hellen Glanze. Ob wohl die Puppenmacher daran denken mögen, wenn auch sie ihr bescheidenes Bäumchen anzünden . . . ? (Schweizer Frauen-Zeitung).

Die Sonnen- und Sandbäder bei den Alten.

(Dr. Julian Marcuse)

(Schluß)

Im Vorstehenden haben wir das, was über das Sonnenbad, Heliosis, uns vom Alterthume überliefert worden ist, wiedergegeben, und wenden uns nun zu einem, in noch höherem Grade

therapeutisch benützten Mittel, dem Sandbade oder Psammismus.

Auch der Sand wurde ursprünglich diätetisch, um sich Kraft und Stärke zu erwerben, benutzt und in vielfachen Mythen, besonders im Kampfe zwischen Herkules und Antäus, wo sich letzterer „zur Stärkung der Nerven mit heißem Sande überschüttet“, wird dieses zum Ausdruck gebracht.

Das eigentliche Sandbad erwähnt zwar Hippocrates ebensowenig wie das Sonnenbad, doch finden sich dem Psammismus ähnliche Begriffe in seinem Buche über „Diät“, wo er von Ringkämpfen und Wälzen im Sande spricht und die Wirkung dieses letzteren je nach der Jahreszeit skizzirt. Zuerst erscheint Crasistratus, wie wir später sehen werden, den Psammismus angewandt zu haben. Bei den Römern war der Gebrauch des Sandes zu den Zeiten des Plinius und Celsus ziemlich allgemein bekannt.

Celsus rechnet nicht nur das Sandbad zu den magermachenden Dingen, sondern den Sand auch unter die schweißtreibenden Mittel im allgemeinen. „Auf zwei Arten wird Schweiß erzeugt, durch trockene Wärme oder durch ein Bad. Die trockene Wärme in der Form des heißen Sandes oder des Schweißraumes „Heiße Umschläge macht man aus Hirse, Salz, Sand, die erwärmt und in ein leinenes Tuch geschlagen werden.“ Aber erst Herodot lieferte eine genaue Beschreibung der Anwendung derselben, welche uns Dribasius überliefert hat: „Das Sandbad paßt für Asthmatiker, für Unterleibs- Podagrafranke, für fettleibige, wasserfüchtige, für solche, die an Brustkatarrhen leiden, für die, die an chronischen Krankheiten leiden. Alle, mit Ausnahme der Kinder, sind geeignet für Anwendung dieses Bades. Die passendste Zeit dazu ist der Sommer, dessen heißeste Tage gewählt werden müssen.“